

Die Hand am Text

Praxeologische Perspektiven auf das Lesen am Bildschirm und im Buch

Matthias Bickenbach

Plötzlich habe ich keinen Körper mehr. Von den müden Knochen, die normalerweise mein Körper-Ich bilden, ist nur noch eine glänzende, goldene Hand geblieben, die vor mir schwebt wie Macbeths Dolch. Ich strecke meine Finger aus und gleite quer durch das Büro zum Bücherregal an seiner Wand.

Ich versuche ein Buch zu ergreifen, doch meine Hand fährt hindurch. »Machen sie eine Faust in dem Buch, und sie haben es!« sagt mein unsichtbarer Führer¹

1 Digitales Lesen im Diskurs

In den letzten zwei Jahrzehnten ist die Frage, wie digitale Lesemedien das Lesen verändern, immer wieder kritisch diskutiert worden. Aktuell heißt es: »Digital lesen. Was sonst?«² Dagegen galt dem digitalen Lesen

-
- 1 John Perry Barlow: Being in Nothingness. In: John Perry Barlow Library. Electronic Frontier Foundation, unter: <https://www.eff.org/pages/being-nothingness#main-content> (14.2.2024). Der Text erschien zuerst in der legendären Zeitschrift *Mondo* 2000, hier zitiert nach Howard Rheingold: *Virtuelle Welten. Reisen in den Cyberspace*. Reinbek i.H. 1992, S. 283.
 - 2 Andreas Gold: *Digital Lesen. Was sonst?* Cöttingen 2023. Zum Thema vgl. Franziska Wilke: *Digital Lesen. Wandel und Kontinuität einer literarischen Praktik*. Frankfurt a.M. 2022, sowie Matthias Bickenbach: *Bildschirm und Buch. Ein Ver-*

im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts noch überwiegend Skepsis, man sprach von ›Häppchenlektüre‹ und setzte der Oberflächlichkeit digitaler Rezeption das Lesen eines ›guten Buches‹ entgegen, als die traditionelle Lektüreform des aufmerksamen Durchlesens längerer Texte.³ Inzwischen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass sich Lektüre am Bildschirm ohnehin nicht verhindern lässt, und man konstatiert generelle Gleichwertigkeit, es komme halt auf die Fähigkeit an, *gut* zu lesen.⁴ Schon 2012 formulierte Michael Hagner: »Wir sind mit den digitalen Möglichkeiten keine genaueren, aber doch variabelere Leser geworden.«⁵ Die Frage ist dann aber, warum wir überhaupt noch gedruckte Bücher lesen sollten?⁶

Im Folgenden geht es weniger um die Frage nach verschiedenen Formen des Lesens wie »deep reading« oder »hyper reading«, »scanning« oder »skimming«,⁷ sondern um eine weniger beachtete Schnittstelle, die analoge und digitale Lesemedien gleichermaßen betrifft. Welche Rolle

sich über die Zukunft des Lesens. Berlin 2023. Vgl. auch Martin Doll: Lesen im Zeitalter der Digitalisierung. In: Alexander Honold/Rolf Parr (Hg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen. Berlin und Boston 2018, S. 469–489.

- 3 Vgl. Günther Stocker: »Aufgewacht aus tiefem Lesen.« Überlegungen zur Medialität des Bücherlesens im digitalen Zeitalter. In: Hans-Christian von Herrmann/Jeanne Moser (Hg.): Lesen. Ein Handapparat. Frankfurt a.M. 2015, S. 33–48, sowie Axel Kuhn/Christoph Bläsi: Lesen auf mobilen Lesegeräten 2011. Ergebnisse einer Studie zum Lesen digitaler Texte. In: Media Perspektiven 12 (2011), S. 583–591. Zum Verlernen von Aufmerksamkeit durch ständige Ablenkung an digitalen Geräten vgl. Nicolas Carr: Wer bin ich, wenn ich online bin... und was macht mein Gehirn so lange? Wie das Internet unser Denken verändert. München 2010.
- 4 Andreas Gold: Auch digitales Lesen will gelernt sein! In: Die Zeit-Online am 29.4.2023, unter: <https://www.zeit.de/2023/18/digitales-lesen-medien-technik> (14.2.2024).
- 5 Michael Hagner: Zur Sache des Buches, 2., üb. Aufl. Göttingen 2015, S. 227.
- 6 Zur Diskussion um das Buch vgl. Daniel Ehrmann: Was ist ein Buch? Zum prekären Status einer konzeptionellen Form in der Digitalkultur (Handke, Jelinek, Streeruwitz, Rammstedt). In: Philologie im Netz 96 (2023), S. 15–38.
- 7 Hagner unterscheidet fünf Lesemodi, vgl. Hagner: Zur Sache des Buches, S. 227f. Vgl. Katherine N. Hayles: How We Read: Close, Hyper, Machine. In: ADE Bulletin 150 (2010), S. 62–79. Generell zur Geschichte von Lektüretechniken

spielt die Hand beim Lesen und für die Lesemedien? Unmittelbar einsichtig ist, dass wir Texte anders ›bedienen‹, wenn wir sie auf Papier oder an Bildschirmen lesen. Was aber ist der Unterschied, ob wir klicken, wischen oder scrollen oder in einem Buch blättern?

Die »Stavanger Erklärung zur Zukunft des Lesens« von 130 Forscherinnen und Forschern des internationalen Forschungsnetzwerks E-READ hat 2019 festgestellt, dass Bücher nach wie vor Vorteile für das Lesen haben.⁸ Die zugrunde liegenden empirischen Meta-Studien mögen diskutierbar sein, aber deutlich wird, dass die Gründe hier nicht einfach in der visuellen Informationsverarbeitung liegen können. Visuell seien digitale Texte heute gleichwertig, kognitiv gibt es jedoch Differenzen. Digital Gelesenes präge sich schlechter ein und evoziere weniger langanhaltendes Interesse. Gedruckte Bücher, zumal bei längeren und komplexen Texten, haben Vorteile für das Verstehen und für die Erinnerung an die Texte. Doch woran liegt das? Was hat das analoge Medium namens Buch, was digitale Texte nicht haben? Die Antwort ist naheliegend: Bücher haben einen Körper, sie bestehen nicht nur aus Textinhalt, sondern aus Einband, geschichteten Blättern und Paratexten. Sie bestehen nicht nur aus Papier, sondern vor allem aus einer Form, die allzu leicht übersehen und unterbewertet wird: aus der Buchseite. Das gedruckte Buch ist eine Papiermaschine, deren Schichtung von Blättern über die Erfindung von Inhaltsverzeichnissen, Registern, Kapiteleinteilungen sowie Paginierung verschiedene Modi des Zugriffs erlaubt.

So altbekannt uns dies (noch) erscheint, bringen erst digitale Lesemedien zu Bewusstsein, dass bei gedruckten Texten ein materieller Rahmen Übersichtlichkeit und Orientierung bietet. Zwei Zitate, die schon

Matthias Bickenbach: Von den Möglichkeiten einer ›inneren‹ Geschichte des Lesens. Tübingen 1999.

- 8 Vgl. Stavanger Erklärung zur Zukunft des Lesen, unter: <https://ereadcost.eu/stavanger-declaration>. Zur deutschen Fassung, die am 22.1.2019 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* veröffentlicht wurde: https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/themen/stavanger-erklaerung-von-e-read-zur-zukunft-des-lesens-16000793.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2 (alle Internetquellen zuletzt aufgerufen am 6.2.2024).

Günther Stocker angeführt hat, mögen den zentralen Unterschied hier veranschaulichen.

Franz Fühmanns noch in der DDR erschienene Erzählung »Pavlovs Papierbuch« imaginiert eine staatlich verordnete vollständige Ersetzung des Buches durch neue Medien, hier den Mikrofilm. Vom Filmstreifen aus, wird die materielle Qualität des Buches erst deutlich:

»Was ein Papierbuch war, begriff Pavlo, da er es in seinen Händen hielt. Das Papierbuch war zunächst einmal handlich [...] und jede seiner Seiten war ein Gebilde, das ringsum mit Blicken abschreitbar war, ein Maß an Raum, in sich geschlossen, und damit auch ein Maß für die Zeit. Dieses Maß war menschlich, weil überschaubar.«⁹

Das Maß des Buches gibt einen orientierenden Rahmen. Indem er »überschaubar« ist, gibt er Orientierung. Dieser Aspekt des gedruckten Buches wird heute durch Forschungsperspektiven unterstützt, die mit in die »Stavanger-Erklärung« eingeflossen sind:

»Such phenomenological depth, thickness and dimension are – factually and by definition – absent in whatever we read on the screen, due to its intangibility. The digital text has no material substance. [...] The constancy, the temporal and spatial permanence, of a tactile object – say a print text – has distinctively different sensory-motor affordances, than something intangible.«¹⁰

Nicht am Visuellen, sondern am Taktilen unterscheiden sich analoge und digitale Lesemedien ebenso grundlegend wie praxeologisch. Mit dem Tausch der blätternden Hand zu klickenden, scrollenden oder wischenden Operationen am Bildschirm wird der Text nicht nur zum

9 Franz Fühmann: Pavlovs Papierbuch. In: Ders.: Saiäns-fiktischen. Erzählungen. Leipzig 1985, S. 139–157, hier S. 142. Vgl. Stocker: »Aufgewacht aus tiefem Lesen«, S. 39.

10 Anne Mangen: Hypertext fiction reading: haptics and immersion. In: Journal of Research in Reading 31/4 (2008), S. 408. Stocker: »Aufgewacht aus tiefem Lesen«, S. 42.

flexiblen Hyper-Text, sondern der Entzug der Materialität des Buches tilgt auch orientierende Kontexte, die die Erinnerung stützen. Das Phänomen ist bekannt: Eine Stelle stand irgendwo »rechts oben« auf der Buchseite. Diese Position auf der Buchseite, die in sich eine künstliche und typografisch-künstlerische Form des Textes zugunsten seiner Lesbarkeit darstellt, gibt es – mit Ausnahme des PDF-Formats – bei Online oder E-Book-Texten nicht. Aber auch PDFs werden nicht geblättert, sondern wir scrollen sie, wir rollen sie ab, wie einst antike Buchrollen. An die Stelle räumlicher und intuitiver Orientierung – ein Buch wird beim Durchlesen links dicker und rechts dünner, was einen Eindruck gibt, wieviel gelesen wurde und noch zu lesen bleibt –, an die Stelle dieser intuitiven Orientierung treten abstrakte Funktionen: Fortschrittsbalken, kalkulierte Leserestzeit, Positionsnummern etwa in E-Book-Readern. Eine blätternde Hand kann mehrere Seiten überspringen, stattdessen gibt es in Online-Archiven die Optionen, eine, fünf oder zehn Seiten vor- oder zurückzuspringen. Das ist aber nicht dasselbe. Da das Blättern in Büchern analog, also frei skalierbar in Tempo und Zugriff, eine Vielzahl von Funktionen erfüllt, müsste digitale Kodierung die unterschiedlichen Funktionen erst einzeln programmieren. Insofern kann man argumentieren, dass die Erinnerung an materielle Texte eindrücklicher ist, weil sie räumliche Paradigmen wie rechts/links, oben/unten, hinten/vorne implizieren, die für digitale Texte entfallen.¹¹

Eine solche Perspektive auf die Materialität von Texten verändert jedoch die Perspektive auf das Lesen, indem es den Körper des Lesenden in den Vordergrund rückt. Tatsächlich ist die Forschung von E-READ, unter Beteiligung von Anne Mangen, auch an der Perspektive der »embodied cognition« orientiert.¹² Die Annahme, dass Körperschemata und

11 Alle Gedächtnistheorien nutzen Raumschemata, um Erinnerungen zu strukturieren. Zur traditionsreichen Zuordnung von »loci et imagines« in der antiken Rhetorik vgl. France A. Yates: *Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare*, 7. Aufl. Berlin 2012.

12 Vgl. Anne Mangen/Theresa Schillhab: *An embodied view of reading: Theoretical considerations, empirical findings, and educational implications*. In: *Synnøve*

Körperrelationen geistige Prozesse und nicht zuletzt das Gedächtnis unterstützen, werden so auch in Bezug auf Buchlektüre plausibel.

»Embodiment in reading has two distinct dimensions: the ›spatio-temporal‹ that relates to what the body does during the act of reading and the ›imaginary‹, that relates to the role of the body in the imagined scenarios we create from what we read. The spatio-temporal dimension accentuates that, like the human body, all texts are material and exist in time and space. Hence, this dimension is about the presentation and tangibility of the text and how it is sensed through the body.«¹³

Die Hände Lesender dabei aktiv einzubeziehen hat Andrew Piper als auch als Relation von Körper und Text reflektiert, und er spricht dabei dem Buch eine besondere Rolle gleichsam intimer Erfahrung zu.

»It is about the intimate ways that we interact with our reading materials, how we hold them, look at them, navigate them, play with them, even where we read them. Reading isn't just a matter of our brains; it is an integral part of our lived experience. If debates about the future of the book often elicit visceral responses from the reader, it is because of the way it belongs at such an intimate level to who we are.«¹⁴

Mit dem Buch sei eine spezifische Erfahrung verbunden, die Fremd- und Selbsterfahrung zugleich ermöglicht. Das offene Buch und die geöffneten Hände, die es halten, werden für Piper zum Symbol einer Offenheit für Neues und zugleich der Selbstbezüglichkeit des Lesers zu

Matre/Atle Skaftun (Hg.): *Skriv! Les! 1: Srtikler fra den første nordiske konferansen om skiving, lesing og literacy*. Trondheim 2012, S. 285–300.

- 13 Theresa Schilhab/Gitte Balling/Agnežka Kuzmičová: Decreasing materiality from print to screen. In: *first monday* 23, Nr. 10 (1.10.2018), unter: <http://dx.doi.org/10.5210/fm.v23i10.9435>. Vgl. den Abschnitt »Material anchors in memory«, ebd. (14.2.2024).
- 14 So Andrew Piper auf seiner Homepage unter: piperlab.mcgill.ca/bookwasthere.html (9.2.2024). Vgl. Andrew Piper: *Book was there. Reading in Electronic Times*. Chicago und London 2012, S. xiii.

sich: »Books are objects that conjoin openness and closure together.«¹⁵ Dieses Lob der geöffneten Hände beim Lesen mag etwas hymnisch anmuten, zumal Piper das Lesen dann auch mit dem Gebet vergleicht, aber es beschreibt das Lesen als eine Kommunikation mit sich selbst, die sich zugleich für neue Erfahrungen öffnet.

Mit der Hand ist jedoch eine operative Schnittstelle zwischen Text und Leser angesprochen, die gleichermaßen für den Gebrauch digitaler wie analoger Medien zentral ist.¹⁶ Erst damit werden feine Unterschiede, etwa zwischen Wischen, Klicken und Umblättern, im Umgang mit Texten deutlich, d.h. in eine praxeologische Perspektive gerückt, die in den Gebrauchswesen unterschiedliche Operationen und Kulturtechniken des Textumgangs feststellt.¹⁷ In Bezug auf die Hand beim Lesen fällt erst jetzt auf, dass das unscheinbare Umblättern einer Buchseite eine Kulturtechnik ist, die ihre eigene Geschichte hat. Jahrhundertlang wurden Texte in der Antike gerollt (Buchrollen), bevor mit dem Kodex unsere Form des Buches etabliert wurde, während heute digitale Texte sprunghaft mit Klick und Hyperlink genutzt oder »gescrollt« werden. Mitunter

15 Ebd., S. 5.

16 Eine Schnittstelle ist eine zweiseitige Funktion der Übersetzung oder Transposition, die unterschiedliche Zustände oder Kodierungen kompatibel werden lässt. Technische Schnittstellen ermöglichen so den Datentransfer über Codierungsstandards hinweg. Operative Schnittstellen sind Optionen, durch die Geräte für Körper bedienbar werden, z.B. Griffe, Knöpfe, Tasten und im Fall von Büchern Cover, Paratexte und Buchseiten. Zum Begriff des Mediengebrauchs vgl. Heiko Christians/Matthias Bickenbach/Nikolas Wegmann (Hg.): *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*. Bd. 1. Köln, Weimar u.a. 2014.

17 Zur Praxeologie vgl. Steffen Martus/Carlos Spoerhase: *Historische Praxeologie. Quellen zur Geschichte philologischer Praxisformen 1800–2000*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 23 (2013), S. 221–404, und Dies.: *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*. Berlin 2022. Zur Kulturtechnik Blättern als diskontinuierliche Lektüre vgl. Harun Maye: *Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert*. Zürich 2019. Für eine weite Perspektive vgl. Ursula Rautenberg/Ute Schneider (Hg.): *Das Buch als Handlungsangebot. Soziale, kulturelle und symbolische Praktiken jenseits des Lesens*. Stuttgart 2023.

sind auch, im Fall von E-Book-Readern und Online-Repositorien digitalisierter Texte, unterschiedliche Simulationen des Blätterns zu finden. Dass das Blättern in Büchern ein spezifischer Mediengebrauch ist, wird erst deutlich, wenn seine Selbstverständlichkeit mit digitalen Alternativen konfrontiert ist.

Obwohl digitale Geräte und Programme die Anmutung des Umblätterns simulieren – im Falle von Apple sogar visuell animiert, so dass man das Umwenden einer Seite auch langsam vollziehen und das Durchscheinen der Schrift von der Gegenseite sehen kann –, bleibt eine grundlegende Differenz bestehen. Die Hand berührt den digitalen Text niemals. Und trotz möglicher Simulationen des Blätterns sind für die digitale Lektüre andere Steuerungsbewegungen etabliert. Sie entsprechen zunächst den allgemeinen Steuerungsgesten – man wischt Texte, wie man auf Tinder Fotos oder auf Instagram-Nachrichten (weg-)wischt. »Klicken« und »Browsen« im Internet entspricht weniger dem zu lesenden Text als der digitalen Kodierungsgrundlage des Hypertextes, also adressierbaren Sprungmarken in HTML. Der Hypertext als neues Modell für Literatur und Wissensvermittlung wurde Anfang der 1990er Jahre bekanntlich als Alternative und Revolution des starren Buchtextes gefeiert,¹⁸ bis man erkannte, dass das Klicken im Text auch zu Orientierungsproblemen führen kann.¹⁹ Internet-Texte oder Smartphone-Texte erfordern permanente Entscheidungen und das bindet Ressourcen im lesenden Gehirn. Folge ich dem Link oder nicht? Ignoriere ich das Werbe-Banner oder klicke ich es weg? Im Internet werden Texte meist gerollt und sie kennen kein Seitenformat mehr, nur in der Sonderform des PDF wird die Buchseite der Buchkultur digital weiter tradiert und erhält damit zugleich Dokumentenstatus.²⁰

18 Vgl. George P. Landow: *Hypertext. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology*. Baltimore und London 1992.

19 Simone Winko: *Lost in hypertext? Autorenkonzepte und neue Medien*. In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matias Martinez u. a. (Hg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen 1999, S. 511–533.

20 Zur medialen Paradoxie von PDFs vgl. Lisa Citelman: *Near Print and Beyond Paper: Knowing by *pdf*. In: Dies.: *Paper Knowledge. Toward a Media Theory of Documents*. Durham und London 2014, S. 111–135.

Die Vorteile digitaler Texte sind allseits bekannt: Suchanfragen sind einfach möglich, der Klick zum nächsten Dokument oder der Sprung zur nächsten Website erscheint praktisch. Für die digitale Lektüre bieten sich E-Book-Reader an. Doch nach einigen Jahren des Hypes stagniert ihr Marktanteil auf dem Buchmarkt. Gedruckte Bücher werden noch immer gekauft und gelesen, wie auch immer der Buchmarkt sich differenziert und verändert hat.

Aus praxeologischer Perspektive, vom Gebrauch der Dinge her, der nicht notwendigerweise nur funktionale Nutzung sein muss, wird die Hand so zu einer operativen Schnittstelle, die analoge wie digitale Medien bedient. Frank Wilson stellt in seinem Standardwerk *Die Hand – Geniestreich der Evolution. Ihr Einfluss auf Gehirn, Sprache und Kultur des Menschen* fest, dass »jede Theorie der menschlichen Intelligenz, die die Wechselbeziehung von Hand und Hirnfunktion [...] außer Acht lässt«, schlicht unzureichend sei.²¹ Folglich ist eine Veränderung im operativen Umgang mit Texten auch eine Veränderung für ihre kognitive Aufnahme. Bevor das Blättern in Büchern als eine auf das Medium Buch bezogene Kulturtechnik des Lesens noch genauer vorgestellt wird, sollen zwei Beispiele die Bedeutung der Schnittstelle Hand veranschaulichen. Zum einen: Wie wäre ein Lesen ohne Hände vorstellbar und was wären die Effekte? Und welche Rolle spielen zum anderen operative Schnittstellen in der Geschichte digitaler Medien?

2 Die Direktbelichtung und der Abstand zum Text

In seinem Buch über die physiologischen und kognitiven Bedingungen des Lesens erzählt der renommierte Neurologe Stanislas Dehaene von einem imaginären Lesegerät, mit dem sich dreimal schneller Lesen ließe. Darin liege möglicherweise die »Zukunft des Lesens«.²²

-
- 21 Frank R. Wilson: *Die Hand – Geniestreich der Evolution. Ihr Einfluss auf Gehirn, Sprache und Kultur des Menschen*. Stuttgart 2000, S. 14.
- 22 Stanislas Dehaene: *Lesen. Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert*. München 2012, S. 29.

Die typischen Sprünge der Augen beim Lesen, die sog. Sakkaden sowie Rücksprünge zur Vergewisserung – die sich in Millisekunden unterhalb unserer Wahrnehmungsschwelle ereignen – ermöglichen es, dass man lernen kann schneller zu. Man trainiert dann die Ausweitung der Sakkaden bis zum Querlesen. Umgekehrt erfordert etwa Korrekturlektüre eine Minimierung der Sakkaden, die das Lesetempo bremst, um eine größere Genauigkeit zu erreichen, denn Lektüre nimmt Texte nicht kontinuierlich wahr, sondern diskontinuierlich durch Sprünge entlang signifikanter graphematischer oder phonetischer Strukturen im Text. Deshalb korreliert Lektüregeschwindigkeit auch mit Sprachkompetenz. Bekanntes kann übersprungen werden, neue, unbekannte Wörter müssen genauer, also langsamer, erfasst werden. All dies ist wiederum mit der Ökonomie des Gehirns gekoppelt. Dabei gilt: Erst eine flüssige, schnellere Lektüre ermöglicht Unterhaltungslesen – d.h. Spannung genießen zu können –, während analytische oder gelehrte Lektüre eher auf Genauigkeit zielt, also langsamer vonstattengeht. Die Fähigkeit aber, beides zu tun, schnell und langsam zu lesen – je nach situativem Bedarf –, ermöglicht die Ökonomie und die Kunst des Lesens.²³ Doch allem »Turbo«-Lesen sind die Grenzen der Augenmuskulatur gesetzt. Erst wenn, so nun Dehaenes Überlegung, der Text als Fließtext direkt in den Schärfbereich des Auges, die Fovea (der Schärfbereich der Pupille), hineinprojiziert würde, dann könnten wir Texte etwa dreimal schneller lesen.²⁴ Ist das wirklich eine wünschenswerte »Zukunft des Lesens«?

23 Die Lektüertechniken schnell und langsam wurden seit der Antike immer wieder diskutiert, vor allem im Zeichen des zu schnellen Lesens. Erst seit J.M. Genser, 1731, stellt sich als Kunst des Lesens eine spezifische Kopplung (erst schnell, dann langsam) ein. Vgl. Bickenbach: Von den Möglichkeiten einer »inneren« Geschichte des Lesens; Detlev Kopp/Nikolaus Wegmann: Das Lesetempo als Bildungsfaktor? Ein Kapitel aus der Geschichte des Topos »Lesen bildet«. In: Der Deutschunterricht IV (1988), S. 45–58. Im Kontext digitaler Lesemedienkonkurrenz auch Maryanne Wolf: Schnelles Lesen, langsames Lesen: Warum wir das Bücherlesen nicht verlernen dürfen. München 2019.

24 Dehaene: Lesen, S. 29–31.

Die Vorstellung besticht hinsichtlich Effizienzsteigerung. Aber sie hat auch etwas von einer Horror-Vision. Was macht diese Vorstellung, mittels einer Datenbrille einen Roman z.B. direkt in die Pupille belichtet zu bekommen, unangenehm? Dass es eine solche Lesebrille nicht gibt (und wohl auch nicht geben wird), ist vielleicht kein Zufall. Es liegt nicht an der technischen Machbarkeit, sondern, so die These, an einem Widerstand gegen diese neue Schnittstelle, der in der Lesekultur begründet ist.

Erst Dehaenes Vision macht deutlich, dass Lektüre immer an einen gewissen Abstand zum Text gewöhnt ist – und ob der Text in einem Buch steht oder auf einem Bildschirm ist hier tatsächlich gleichgültig. Man kann diesen Abstand quantifizieren, es ist die Distanz zur Hand: Traditionell liegt das Buch in der Hand oder in Reichweite der Hand auf einem Schreibtisch. Lesebrillen etwa sind auf rund 60 cm Abstand ausgelegt, Bildschirmbrillen eher auf 80 cm, doch das Körperschema eines Dreiecks zwischen Hand, Lesemedium und Auge erscheint konstant.

Vor diesem Hintergrund eines Abstands zum Text müssen in die Augen projizierte Texte ein Unbehagen hervorrufen. Denn der getilgte Abstand bedingt ein Zusammenfallen von Sehen und Lesen, der Text in der Fovea dominiert die Wahrnehmung absolut. Demgegenüber ist Lesen in seiner Sprunghaftigkeit eine andere Wahrnehmungsform als die, mit der wir Bilder oder die Wirklichkeit sehen, eben weil das Auge in Sakkaden springt. Dennoch bleibt jenseits des Textes das Umfeld in der peripheren Wahrnehmung erhalten. Zugleich impliziert der Abstand des Körpers zum Text die Möglichkeit, buchstäblich einzugreifen: Jedes Umblättern stellt eine Entscheidung für das Weiterlesen dar, jedes Wischen oder Klicken ebenso. Im Falle der Direktbelichtung in Dehaenes Gerät gestaltete sich all dies völlig anders. Der Abstand zum Text impliziert eine gewisse Kontrolle über Umwelt und Text gleichermaßen. Dehaenes »Zukunft des Lesens« rührt daher an einem potentiellen Kontrollverlust und erscheint so eher als eine Horror-Vision.

Das Beispiel zeigt aber auch, dass der Körper stärker und vielschichtiger in das Lesen involviert ist. Was bislang nur unter Aspekten der Gesundheit (steifer Nacken, Rundrücken) vorkam, gewinnt eine andere Dimension. Lektüre, heißt das, ist nicht nur eine Angelegenheit von Auge

und Text, sondern ist in ein Körperschema einbezogen, in das Dreieck von Hand, Auge und Text, und zwar gleich, ob wir digitale oder analoge Texte lesen.

Dehaenes Vision wirft damit fundamentale Fragen auf. Es geht weniger um die Unterschiede zwischen Lektüre am Bildschirm und auf Papier bzw. im Buch oder um alte oder neue Modi des Lesens bzw. Lektüretechniken wie Close Reading oder Hyper-Reading,²⁵ sondern um das Verhältnis des Körpers zum Text. Damit rücken nicht nur Forschungen zur »embodied cognition« generell in den Fokus, sondern auch konkrete operative Schnittstellen, die in der Geschichte des Lesens zwar immer auch in Bild und Text präsent waren, jedoch gegenüber den pädagogischen und hermeneutischen Zielen des Lesens, also dem Textverstehen und der kritischen Reflexion, aus dem Blick geraten und marginalisiert worden sind.

Doch während sich digitale und gedruckte Texte hinsichtlich des Lese-Abstands und hinsichtlich der visuellen Erfassbarkeit nicht mehr unterscheiden, differieren sie in ihrem praxeologischen Gebrauch deutlich. Zu fragen ist also, welchen Unterschied die Dreidimensionalität des Buches im Gegensatz zur körperlosen Repräsentation digitaler Texte erzeugt.²⁶ Macht es wirklich einen Unterschied, ob ich einen Text scrolle, ob ich ihn wische oder ob ich in einem Buch eine Seite umblättere? Bevor dies als Frage nach der Kulturtechnik des Blätterns ausgeführt wird, soll die Bedeutung operativer Schnittstellen für den analogen Gebrauch digitaler Medien verdeutlicht werden.

25 Vgl. Hayles: *How We Read*, S. 62–79.

26 Vgl. Carlos Spoerhase: *Linie, Fläche, Raum. Die drei Dimensionen des Buches in der Diskussion der Gegenwart und der Moderne*. Göttingen 2016. Zur Materialität von Texten vgl. Christian Benne: *Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit*. Frankfurt a.M. 2015.

3 Operative User-Interfaces als Mediengeschichte des Computers

Der Cyberspace-Pionier John Walker veröffentlichte 1988 unter dem Titel »Through the looking glass. Beyond ›user‹ interfaces« ein Statement, das damals im Zuge der Etablierung von Virtueller Realität auf große Resonanz stieß.²⁷ Abgesehen davon, dass der Text eine unverhohlene Werbung für Walkers eigene Firma Autodesk ist, zeichnet sich Walkers Darstellung im Kontext der Cyberpace-Visionen (William Gibsons Roman *Neuromancer* erschien schon 1983) durch den Vorschlag aus, die Geschichte des Computers nicht entlang der Hardware seit den 1950er Jahren zu erzählen (Röhren, Transistoren, integrierte Schaltkreise, CPU), sondern nach den operativen Schnittstellen für den Gebrauch: »Let's try to redefine computer generations in terms of modalities of operation.«²⁸ War die Bedienung raumgroßer Computer wie des ENIAC nur Spezialisten vorbehalten, die wissen mussten, welche Knöpfe und Schalter zu drücken waren, änderte sich dies mit der Neumann-Architektur und der Bedienung durch Software, in diesem Stadium durch Lochkarten. In der Folge trennten sich Computer und Bedienungsterminal und Hardware konnte programmiert werden. Mittels »spooling« wurden Computer allmählich auch fähig, Aufgaben jenseits des zentralen Rechenprozesses zu verarbeiten. Erst dies eröffnete der Arbeit mit Computern in den 1960er Jahren eine Interaktivität mit Usern. Dies wiederum ermöglichte erste Tele-Netze bzw. den Zugang von zu Hause per Telefon. Und damit wurde ein Markt für Eingabegeräte möglich, der schließlich zum einen, sich dafür entschied die Schreibmaschinentastatur zu übernehmen und zum anderen zur Er-

27 Zu Autodesk und John Walker im damaligen Kontext vgl. Rheingold: *Virtuelle Welten*, S. 262–283.

28 John Walker: *Through the looking glass*, o.S., unter: https://www.fourmilab.ch/autofile/e5/chapter2_69.html (14.2.2024).

findung der Computermaus führte.²⁹ Diese Geschichte der Interfaces zur Bedienung des digitalen Mediums setzt sich auch innerhalb des Digitalen fort mit der Entwicklung grafischer Interfaces, die wiederum erst die Idee des »Menüs« entwickeln mussten. MacIntoshs bzw. Apples Personal Computer Lisa sollte genau diese grafische Nutzeroberfläche allgemein etablieren. 1982 visualisiert nahezu parallel der Film *Tron* das innere von Leiterplatten als neonbunten Abenteuererraum und 1983 erscheint William Gibsons Cyberpunk-Roman *Neuromancer* und etabliert den Begriff Cyberspace und damit die räumliche Vorstellung vom künstlichen Datenraum. Das visuelle Menü-System erlaubte es, durch grafischen Zugriff unterschiedliche Vorprogrammierungen abzurufen. Vorbei war die Zeit, in der man selbst noch im Prompter Code-Anweisungen eintippen musste. Die Entwicklung der grafischen Oberfläche, die etwa zwischen Dokumenten, Dateiordnern und Menüpunkten unterscheidet, ermöglichte eine visuelle Bedienung – und damit den Übergang von einer kleinen Gruppe von Spezialisten bzw. Programmierern zur großen Gruppe der User. Erst jetzt konnte der PC zum Medium für jedermann werden. Mit der Steigerung der Grafikkapazität wurde zugleich auch der Übergang von zweidimensionalen Darstellungen wie Menü-Strukturen oder Texten zu dreidimensionalen virtuellen Räumen denkbar. Auf diesen Punkt steuert Walkers Darstellung von 1988 hin. Es geht ihm darum, mit seiner Firma Autodesk ein User-Interface zur Steuerung des interaktiven und immersiven Erlebens des Cyberspace zu etablieren. »When you're interacting with a computer, you are not conversing with another person. You are exploring another world.«³⁰ An die Stelle der Steuerung durch Eingabegeräte tritt die Metapher der Entdeckungsreise. Sie stößt auf Grenzen bzw. Barrieren, die Walker anhand von Kategorien von User-Schnittstellen unterscheidet, die schließlich im immersiven »Screen« selbst münden sollen, um jenseits von Tastatur und Maus gleichsam direkt in den Cyberspace einzutreten.

29 Vgl. Matthias Bickenbach: Klicken. In: Heiko Christians/Matthias Bickenbach/Nikolas Wegmann (Hg.): Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs. Bd. 1. Köln u.a. 2014, S. 332–341.

30 Walker: *Through the looking glass*, o.S. (Abschnitt »What next?«).

Seitdem geht es auch um Cyperspace-Brillen und Datenhandschuhe, auch um ganze Anzüge samt Tast- und Hautwiderstandsempfindungen als Schnittstelle zur immersiven Erfahrung des Cyberspace, mit dem man nicht über den Umweg von Händen und Klicks interagiert, sondern in dem man sich fortbewegt. Dies gilt als direkte Kommunikation, gleichsam unter Ausschaltung des Körpers. Dass dies wesentlich von Science-Fiction-Romanen angeregt ist, gibt Walker offen zu:

»The idea of transporting the user in some fashion into a computer and allowing him to interact directly with a virtual world has been extensively explored in science fiction. Frederick Pohl's later Heechee books (the second of which, *Beyond the Blue Event Horizon*, inspired the product Autodesk) [...]«.³¹

So populär diese Vorstellung vom Cyberspace heute durch Filme wie *Matrix* und ganz praktisch durch Computerspiele geworden ist, so schwierig scheint jedoch – ähnlich dem Lesegerät Dehaenes – die Durchsetzung von Cyberbrillen. Dass diese Vision dennoch nicht obsolet geworden ist, sondern immer wieder neu belebt wird, beweisen Mark Zuckerbergs Ausrufung eines »Metaverse« oder Elon Musks Firma »Neuralink« mit ihren Hirnimplantaten namens »Neural Lace«. Der Terminus und die Idee sind den Science-Fiction Romanen Ian M. Banks entnommen.³² Die Realität der Schnittstellen bleibt jedoch nach wie vor auf dem etablierten Standard von Tastatur und Maus bzw. Gamepads und Touchscreens samt Trackpads beschränkt. Ihnen allen ist jener Abstand gemein, der auch dem Lesen eigen ist, ein Körperschema, in dem Augen, Hand und Medium in einem Dreieck agieren und gerade nicht miteinander verschmelzen.

31 Ebd. (Abschnitt »Through the screen to cyberspace«).

32 Musks bezieht sich auf Ian M. Banks »The Culture«-Reihe, in denen die Verschaltung von KI und Menschen zur Notwendigkeit geworden ist. Es ist also kein Zufall, dass im Digitalen eine Tendenz zur Ausschaltung der Hand zu finden ist. In William Gibsons *Neuromancer* schließt man mit »E-Troden« das Gehirn an den Cyberspace an, die Hände navigieren allerdings weiterhin mit der Tastatur.

Obwohl die immersive Wirkung von Datenbrillen heute erschwinglich ist, wird auch das Medium Computer praxeologisch nach wie vor durch einen konstitutiven Abstand von Augen und Ausgabegerät konstituiert, am Schreibtisch der Monitor, in der Hand das Smartphone – überall eine ähnliche Körperrelation eines Dreiecks von Hand, Auge und Medium. Diese Beobachtung ist nicht banal. Sie bedeutet auch, dass das »Ich« und die »Information« bzw. der Input durch das Körperschema getrennt bleiben. Die Verschmelzungsfantasie im Cyberspace findet gerade nicht statt und das hat kognitive Gründe: Jede Beobachtung setzt Abstand bzw. einen eigenen Standpunkt voraus. Diese konstitutive analoge Trennung ist eine Notwendigkeit, die in dem Abstand des Buches zum Lesenden geradezu symbolisch gegeben ist. Zwar kennt schon die Geschichte des Lesens die Immersion, das Eintauchens in fremde, fiktionale Welten, seit das Mitfühlen im 18. Jahrhundert in der Empfindsamkeit zum vorherrschend Modus Lektüremodus geworden ist. Mit Empathie gegenüber Romanfiguren und emphatischer Identifikation wurde dies jedoch, nicht selten mit Rückbezug auf Don Quijote, zugleich als bedenkliche und falsche, da gerade nicht kritisch unterscheidende Lesehaltung diskutiert.³³

Die Distanz zwischen der Hand und dem Auge scheint eine ebenso physiologische wie psychologische Größe zu sein, die nicht nur der Erkennbarkeit von Zeichen dient, sondern – sonst würden wir längst mit Datenbrillen lesen – der impliziten Unterscheidung der eigenen Position vom Gelesenen. Auch wenn Immersion auch für Literatur eine erwünschte Wirkung ist, bleibt die körperliche Distanz zum Gelesenen konstitutiv. Wie konstitutiv dieser Abstand ist, das zeigt etwa das Kriterium der »Sekurität« in der Theorie der »Lust an der Angst«. Ohne das intuitive Wissen um die eigene Sicherheit wären Horrorliteratur

33 Die identifikatorische Lektüre wurde vor allem nach dem »Werther-Fieber« wiederum zu einem Thema innerhalb von Romanen. Vgl. Friedhelm Marx: *Erliesene Helden. Don Sylvio, Werther, Wilhelm Meister und die Literatur*. Heidelberg 1995.

und -film gar nicht zu ertragen.³⁴ Es ist also kein Zufall, dass digitale Lesemedien, etwa E-Book-Reader, den konstitutiven Lese-Abstand und damit das Modell des Buchlesens adaptieren.

4 Der Kodex und das Blättern – ein Blick zurück in die Geschichte des Buches

»Wer Bücher liest, der blättert«, so stellt Christoph Benjamin Schulz in seiner Dissertation über »Poetiken des Blätterns« fest.³⁵ Medien- und literaturgeschichtlich gesehen ist das Blättern in Büchern einst selbst eine Revolution hinsichtlich des Textumgangs gewesen. Die spätantike Buchform des Kodex hatte sich – während mehrerer Jahrhunderte um die Zeitenwende – gegenüber der Buchrolle als Normalform erst durchsetzen müssen. Dass die Bibel dann ganz auf die neue Buchform des Kodex setzte, mag zur Durchsetzung beigetragen haben. Hochwirksame Inszenierungen, wie etwa noch die Bekehrung des Hl. Augustinus in seinen *Bekenntnissen* (um 385 n. Chr.), beruhten auf einem neuen Mediengebrauch, der mit Buchrollen gar nicht möglich gewesen wäre: Augustinus ringt jahrelang mit dem Glauben an Gott, bis er eines Tages die Bibel an einer zufälligen Stelle aufschlägt und dort liest, worauf sein Auge gerade fällt. Dies ist die weltberühmte Leseszene des »tolle lege«, »nimm und lies«. ³⁶ Dieses zufällige Aufschlagen eines Buches aber ist nur in der Form des Kodex möglich. Schulze formuliert dies aus: Das Buch ist auch eine Struktur für operative Zugriffe.

»Aus dieser Struktur des Buches ergibt sich eine bemerkenswerte und folgenreiche Konsequenz: Der Kodex sequenzialisiert das Gewebe des

34 Zu diesem Diskurs ausführlich Carsten Zelle: »Angenehmes Grauen«. Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im 18. Jahrhundert. Hamburg 1987.

35 Christoph Benjamin Schulz: Poetiken des Blätterns. Hildesheim, Zürich und New York 2015, Klappentext.

36 Zu dieser Leseszene und ihren Implikationen Bickenbach: Von den Möglichkeiten einer ›inneren‹ Geschichte des Lesens, S. 76–85.

Texts unabhängig von möglichen textimmanenten Gliederungen wie Absätzen und Kapiteln. Er verräumlicht den Text, macht aus ihm einen aus einzelnen Lagen geschichteten greifbaren Gegenstand, der geblättert werden muss. Wenn das Buch ein Leitmedium unserer Kultur ist, dann ist sie nicht nur die Geschichte des Kodex, dann zeigt sich auch unsere Kulturgeschichte als eine Kultur und eine Geschichte des Blätterns.«³⁷

Schulz zeigt detailliert auf, wie das Blättern im 17. und im 18. Jahrhundert zwischen Willkür und Kunst thematisiert wurde und wie ein »Roman gleichsam zu einer Partitur für das Blättern« werden kann,³⁸ etwa bei Laurence Sterne oder Jean Paul.

Wenn Bücher Texte sind, die geblättert werden müssen, weil sie ansonsten gar nicht gelesen werden könnten, dann wird ihre praxeologische Differenz zu elektronischen Texten deutlich, d.h. die Unterschiedlichkeit der Gebrauchsweisen wird evident. Daher geht es medientheoretisch nicht nur darum, dass digitale Texte als Hypertexte anders kodiert sind oder sich an Bildschirmen notwendig anders präsentieren, sondern die praxeologische Frage des konkreten Mediengebrauchs verweist auf die generelle Frage zurück, wie Lesemedien an unseren Leseindrücken mitarbeiten.

Die früheste literarische Erwähnung des neuen Buches kann dazu einen Hinweis geben. Sie findet sich bei dem römischen Dichter Martial (40–102 n. Chr.). In seinen *Epigrammen* kommt er gleich am Anfang zu einer Eigenwerbung für sein Buch, das in der Form des Kodex angeboten wurde. Martials Buchwerbung in eigener Sache ist äußerst bemerkenswert:

»Der du immer zur Hand willst haben, was ich gedichtet, nicht willst missen du es, wo auch du reist oder bleibst, kauf es in kleinem Format,

37 Schulz: Poetiken des Blätterns, S. 26.

38 Ebd., S. 244.

in dem handlichen Hefte aus Tierhaut! Rollen im Hüllenschutz ruhen
– mich hast du stets in der Hand.«³⁹

Er benennt hier die Vorteile der damals neuen Form und grenzt die »handlichen Hefte aus Tierhaut« ab von der Norm der Schriftkultur seiner Zeit, von den Rollen, die »ruhen«. Bücher kann man schnell aufschlagen, sie müssen nicht erst aus Hüllen geholt und aufwändig entrollt werden. Diese Handlichkeit des Kodex (»mich hast du stets in der Hand«) wird erst deutlich, wenn man weiß, dass Buchrollen mit beiden Händen im Stehen gelesen werden. Gegenüber dieser statischen Lesehaltung liest sich das kleine Buch überall (»wo auch du reist oder bleibst«) problemlos, auch im Sitzen oder Liegen. Dazu kommt noch ein entscheidender »Bedienungsvorteil«: Die nun mögliche Lektüre mit *einer* Hand wird erstmals von Martial als entscheidender Vorteil mitgedacht. Es ist diese Handlichkeit des Kodex, die Martial hervorhebt, keineswegs nur das kleine, transportable Format. Der Leser kann das Buch also einfach und schnell aufschlagen. Er kann vorne beginnen oder weiter hinten schnell hinein- oder auch durchblättern. All das war mit Buchrollen mühsam, sie mussten ja »durchgescrollt« werden. Der Kodex ermöglicht also einen deutlich flexibleren Umgang mit Texten, den blätternden Zugriff im Auf- und Nachschlagen von Stellen. Er veränderte nicht nur die Speicherform, sondern auch den Mediengebrauch und schuf so neue Formen der Lektüre.⁴⁰ Das Kontinuum der Texte in einer Buchrolle verwandelte sich in segmentierte, auf Seiten verteilte Texte, die nacheinander gelesen, aber auch einzeln gesucht und aufgeschlagen werden konnten. Der Kodex war daher auch ein Medium neuer Such- und Adressierungsfunktionen, die später als Seitenzahlen oder Kapitelzählung, als Inhaltsverzeichnis oder Index oder Begriffs- oder

39 Martial: Epigramme. Lateinisch-deutsch. Hg. v. Paul Barié/Werner Schindler. 3. Aufl. Berlin 2013, 1. Buch, Nr. 2. Freie Übersetzung. Für eine eher wörtliche Übertragung vgl. ebd., S. 37.

40 Vgl. Guglielmo Cavallo: Vom Volumen zum Kodex: Lesen in der römischen Welt. In: Ders./Roger Chartier (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt a.M. 1999, S. 97–133.

Namensregister entwickelt und institutionalisiert werden sollten. Es ist diese Einheit der Buchseite, in Buchrollen ebenfalls schon als Einheit aufeinander folgender Textblöcke integriert, aber nicht strukturgebende Form, die dies ermöglicht.⁴¹ Die Form des Kodex erlaubt eine Navigation im Text, die nachschlagend, vor- und zurückblättern nichts weniger als vergleichende Studien unterstützt und damit die Philologie und nicht zuletzt die Bibelhermeneutik und ihre Parallelstellenverzeichnisse und Begriffsregister befördert. Zudem ermöglicht das Lesen mit einer Hand das parallele Heraus- und Mitschreiben, also das gelehrte Exzerpt. Der Kodex ist daher auch praxeologisch das Medium der gesamten gelehrten Wissensorganisation des Abendlandes.

5 Die spezifische Vielfalt des Blätterns

Über das Blättern in Büchern ist in den Jahrhunderten der Buchkultur allerdings kaum nachgedacht worden.⁴² Es war zu selbstverständlich und erst in den letzten Jahren sind, parallel zur Etablierung von Touchscreens, Arbeiten entstanden, die es als Kulturtechnik reflektiert haben. Jörn Münker hat 2008 einen fulminanten Ansatz vorgelegt, der anhand von Flugschriften der Frühen Neuzeit die Rolle der Hand bei der Textaneignung betont. Der Umgang mit der Schrift wird hier nicht nur als geistiges Erfassen, sondern als Körpertechnik dargestellt, bei der Auge, Hand und Verständnis des Textes gleichermaßen beteiligt sind, Greifen und Begreifen rücken eng zusammen. Anhand von Flugschriften, die erst aufwändig aufgefaltet werden mussten, um sie zu lesen (manchmal waren auch Teile aufklappbar oder das Blatt mussten herumgedreht werden, weil Binnen-Texte dies erforderten), wird die Beteiligung der Hand besonders deutlich. Gedruckte symbolische Hände geben zudem Hinweise für den Startpunkt der Lektüre. Münkers These ist, dass »das

41 Zur Geschichte der Buchseite vgl. Bonnie Mak: *How Page Matters*. Toronto u.a. 2011.

42 Für das Folgende in einem breiteren Kontext vgl. Bickenbach: *Bildschirm und Buch*, S. 121–146.

kognitive Begreifen ohne die Assistenz der Hand nicht zu denken ist. [...] Die zugreifende, richtende, lenkende und manipulierende Rolle der Hand« verdiene es, genauer untersucht zu werden.⁴³

Doch in der Tradition der Buchkultur selbst war das Blättern ebenso schlecht angesehen wie das zu schnelle Lesen. Es galt lange als nur oberflächlicher Zugriff, der dem aufmerksamen Lesen entgegensteht. Im *Deutschen Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm heißt es entsprechend: »lies ordentlich, das blättern [sic!] hilft nichts«. ⁴⁴ Lesen und Blättern erscheinen damit als ein Gegensatz. So wird übersehen, dass das Blättern die elementarere Zugriffsform auf das Buch darstellt, als Bedingung der Möglichkeit, in ihm zu lesen. Es ist jedoch nicht auf das Aufschlagen des Buches oder das Umwenden einer Seite limitiert. Man kann vorausblättern oder zurück, man kann gezielt nachschlagen oder auf der Suche nach einer bestimmten Stelle das ganze Buch schnell durchblättern oder man kann rein zufällig eine Seite aufschlagen. Es sind solche Techniken des Blätterns, die zuweilen überraschend in der Literatur aufscheinen. Rainald Goetz etwa schreibt in *Abfall für alle*:

»Bücher einfach IRGENDWO aufschlagen – und dann zu lesen anfangen – es gibt so einen freien, klaren, unbeeinträchtigten, vom eigenen Problem losgelösten Blick auf die Sache – frei auch von der unweigerlichen Urteilsabsicht, die automatisch mitliest [...], wenn man so ganz neugierig von vorne zu lesen anfängt.«⁴⁵

Das zufällige Hineinblättern wird hier zur intensiven, plötzlichen Begegnung stilisiert, die sich dem Text vorurteilsfrei nähert. Thomas Bernhard hat diesen der Tradition der kontinuierlichen Lektüre konterkarierenden Zugriff gemäß seiner typischen Übertreibungskunst auf die Spitze getrieben. Reger, die Hauptfigur in *Alte Meister*, der jeden Tag ins

43 Jörn Münker: Eingreifen und Begreifen. Handhabungen und Visualisierungen in Flugblättern der Frühen Neuzeit. Berlin 2008, S. 85.

44 Lemma »blättern«. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 2, Sp. 78.

45 Rainald Goetz: *Abfall für alle*. Frankfurt a.M. 1999, S. 18.

Museum geht, um ein Bild Tintoretto's zu betrachten, stellt sich selbst als ganz besonderen Leser heraus:

»Ich bin mehr Umblätterer als Leser, müssen Sie wissen, und ich liebe das Umblättern genauso wie das Lesen, ich habe in meinem Leben millionenmal mehr umgeblättert, als gelesen, aber am Umblättern immer wenigstens so viel Freude und tatsächliche Geisteslust gehabt, wie am Lesen.«⁴⁶

Dies scheint zunächst der Praxis unsachgemäßer Lektüre zu entsprechen, in der Blättern und Lesen ein Gegensatz sind. Doch Bernhard schreibt keine Gelehrtsatire und keine Parodie auf Büchernarren. Reger führt sein Blättern in Büchern vielmehr als höchste Kunst des Lesens aus. Zunächst markiert er noch einmal die Differenz zum normalen Leser, der Bücher einfach durchliest. Er selbst habe

»niemals in meinem Leben ein einziges Buch *ausgelesen*, meine Art zu lesen ist die eines hochgradig talentierten Umblätters, also eines Mannes, der lieber umblättert, als liest, der also Dutzende, unter Umständen Hunderte von Seiten umblättert, bevor er eine einzige liest.«⁴⁷

Dieses unscheinbare »bevor« markiert sein Blättern als gezielte Suche und Auswahl einer relevanten Textstelle oder Passage, die es zu lesen lohnt. Bevor gelesen wird, muss geblättert werden, um eine gute Stelle zu finden. Wenn sie aber gefunden ist, dann gilt es sie so aufmerksam zu erfassen wie es beim normalen Durchlesen gar nicht möglich sei. Denn, so Reger weiter, »wenn der Mann eine Seite liest, so liest er sie so gründlich wie keiner und mit der größten Leseleidenschaft, die sich denken lässt.«⁴⁸ Aus dem Durchlesen wird eine Kunst der Auslese, die der gefundenen Passage die höchste Konzentration widmet, die möglich ist.

46 Thomas Bernhard: *Alte Meister*. Frankfurt a.M. 1985, S. 39. Vgl. dazu Maye: *Blättern/Zapping*, S. 20–25.

47 Bernhard: *Alte Meister*, S. 39.

48 Ebd.

Das Fazit lautet folglich, dass es besser sei »zwölf Zeilen eines Buches mit höchster Intensität zu lesen und also zur Gänze zu durchdringen« als das »ganze Buch wie der normale Leser« zu lesen.⁴⁹

Das Umblättern zeigt sich hier als Fokus auf das, wie auch immer empfundene, Wesentliche. Insgesamt ist es eine im Digitalen kaum ersetzbare multifunktionale Praktik im Umgang mit Texten. Blättern kann zielgerichtet oder zufällig sein, experimentell oder systematisch. Es ermöglicht Stellenvergleiche innerhalb eines oder zwischen mehreren Büchern und ist damit immer schon Teil der gelehrten Lektüre und nicht zuletzt des Bibelstudiums gewesen. Operativ gesehen sind es ganz unterschiedliche Tätigkeiten und Funktionen im Umgang mit Texten, die hier mit der Hand während der Lektüre ausgeführt werden können. Auch wenn für digitale Texte unterschiedliche Features implementiert werden können, um der Multifunktionalität des Blätterns zu entsprechen, entfällt beim Klicken, Browsen und Wischen die körpernahe Sensorik, die in der taktilen Berührung der Buchseite eine Nähe zum Gelesenen herstellt. Anders als beim digitalen ›Blättern‹ kann eine Seite hastig oder bedächtig umgeschlagen werden, so dass emotionale und kognitive Korrespondenzen zum Gelesenen individuell integriert werden. Der standardisierte Seitenwechsel oder Hyperlink-Sprung standardisiert dies auf möglichst schnelle Übergänge. Der Unterschied scheint marginal und unwesentlich zu sein, doch wer die Bedeutung von Pausen in der Musik kennt, mag ahnen, dass hier aus feinen Nuancen große Unterschiede resultieren können. Es kommt daher darauf an, das Blättern nicht vorschnell nur durch den schnellen Zugriff mittels digitaler Suchbewegungen zu ersetzen. Letztlich bleibt, für eine ko-operative Lektüre im Wechsel vom Bildschirm zum Buch und vom Buch zum Bildschirm zu plädieren, um die Differenzqualität von Praktiken und Medien selbst zu erfahren.

49 Ebd.

Literaturverzeichnis

- Benne, Christian: Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit. Frankfurt a.M. 2015.
- Bernhard, Thomas: Alte Meister. Frankfurt a.M. 1985.
- Bickenbach, Matthias: Von den Möglichkeiten einer »inneren« Geschichte des Lesens. Tübingen 1999.
- Bickenbach, Matthias: Bildschirm und Buch. Ein Versuch über die Zukunft des Lesens. Berlin 2023.
- Carr, Nicolas: Wer bin ich, wenn ich online bin... und was macht mein Gehirn so lange? Wie das Internet unser Denken verändert. München 2010.
- Cavallo, Guglielmo: Vom Volumen zum Kodex: Lesen in der römischen Welt. In: Ders./Roger Chartier (Hg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt a.M. 1999, S. 97–133.
- Christians, Heiko/Matthias Bickenbach/Nikolas Wegmann (Hg.): Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs. 3 Bde. Köln, Weimar u.a. 2014–2023.
- Dehaene, Stanislas: Lesen. Die größte Erfindung der Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert. München 2012.
- Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Bd. 2 (1860). München 1984.
- Doll, Martin: Lesen im Zeitalter der Digitalisierung. In: Alexander Honold/Rolf Parr (Hg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen. Berlin und Boston 2018, S. 469–489.
- Ehrmann, Daniel: Was ist ein Buch? Zum prekären Status einer konzeptionellen Form in der Digitalkultur (Handke, Jelinek, Streeruwitz, Rammstedt). In: Philologie im Netz 96 (2023), S. 15–38.
- Gitelman, Lisa: Near Print and Beyond Paper: Knowing by *pdf. In: Dies.: Paper Knowledge. Toward a Media Theory of Documents. Durham und London 2014.
- Goetz, Rainald: Abfall für alle. Frankfurt a.M. 1999.
- Gold, Andreas: Auch digitales Lesen will gelernt sein! In: Die Zeit-Online am 29.4.2023, unter: <https://www.zeit.de/2023/18/digitales-lesen-medien-technik> (zuletzt aufgerufen am 14.2.2024).

- Gold, Andreas: Digital Lesen. Was sonst? Göttingen 2023.
- Hagner, Michael: Zur Sache des Buches. 2., üb. Aufl. Göttingen 2015.
- Hayles, Katherine N.: How We Read: Close, Hyper, Machine. In: ADE Bulletin 150 (2010), S. 62–79.
- Kopp, Detlev/Nikolaus Wegmann: Das Lesetempo als Bildungsfaktor? Ein Kapitel aus der Geschichte des Topos »Lesen bildet«. In: Der Deutschunterricht IV (1988), S. 45–58.
- Kuhn, Axel/Christoph Bläsi: Lesen auf mobilen Lesegeräten 2011. Ergebnisse einer Studie zum Lesen digitaler Texte. In: Media Perspektiven 12 (2011), S. 583–591.
- Landow, George P.: Hypertext. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology. Baltimore und London 1992.
- Mak, Bonnie: How Page Matters. Toronto u.a. 2011.
- Mangen, Anne: Hypertext fiction reading: haptics and immersion. In: Journal of Research in Reading 31/4 (2008), S. 404–419.
- Mangen, Anne/Theresa Schilhab: An embodied view of reading: Theoretical considerations, empirical findings, and educational implications. In: Synnøve Matre/Atle Skaftun (Hg.): Skriv! Les! 1: Srtikler fra den første nordiske konferansen om skrivning, lesing og literacy. Trondheim 2012, S 285–300.
- Martial: Epigramme. Lateinisch-deutsch. Hg. v. Paul Barié/Werner Schindler. 3. Aufl. Berlin 2013.
- Martus, Steffen/Carlos Spoerhase: Historische Praxeologie. Quellen zur Geschichte philologischer Praxisformen 1800–2000. In: Zeitschrift für Germanistik 23 (2013), S. 221–404.
- Martus, Steffen/Carlos Spoerhase: Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften. Berlin 2022.
- Marx, Friedhelm: Erlesene Helden. Don Sylvio, Werther, Wilhelm Meister und die Literatur. Heidelberg 1995.
- Maye, Harun: Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert. Zürich 2019.
- Münker, Jörn: Eingreifen und Begreifen. Handhabungen und Visualisierungen in Flugblättern der Frühen Neuzeit. Berlin 2008.
- Piper, Andrew: Book was there. Reading in Electronic Times. Chicago und London 2012.

- Rautenberg, Ursula/Ute Schneider (Hg.): Das Buch als Handlungsangebot. Soziale, kulturelle und symbolische Praktiken jenseits des Lesens. Stuttgart 2023.
- Rheingold, Howard: Virtuelle Welten. Reisen im Cyberspace. Reinbek i.H. 1992.
- Schilhab, Theresa/Gitte Balling/Agnežka Kuzmičová: Decreasing materiality from print to screen. In: first monday 23, Nr. 10 (1.10.2018), unter: <http://dx.doi.org/10.5210/fm.v23i10.9435>.
- Schulz, Christoph Benjamin: Poetiken des Blätterns. Hildesheim, Zürich und New York 2015.
- Spoerhase, Carlos: Linie, Fläche, Raum. Die drei Dimensionen des Buches in der Diskussion der Gegenwart und der Moderne. Göttingen 2016.
- Stocker, Günther: »Aufgewacht aus tiefem Lesen.« Überlegungen zur Medialität des Bücherlesens im digitalen Zeitalter. In: Hans-Christoph von Herrmann/Jeannie Moser (Hg.): Lesen. Ein Handapparat. Frankfurt a.M. 2015, S. 33–48.
- Walker, John: Through the looking glass, unter: https://www.fourmilab.ch/autofile/e5/chapter2_69.html.
- Wilke, Franziska: Digital Lesen. Wandel und Kontinuität einer literarischen Praktik. Frankfurt a.M. 2022.
- Wilson, Frank R.: Die Hand – Geniestreich der Evolution. Ihr Einfluss auf Gehirn, Sprache und Kultur des Menschen. Stuttgart 2000.
- Winko, Simone: Lost in hypertext? Autorenkonzepte und neue Medien. In: Fotis Jannidis/Gerhard Lauer/Matias Martinez u.a. (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999, S. 511–533.
- Wolf, Maryanne: Schnelles Lesen, langsames Lesen: Warum wir das Bücherlesen nicht verlernen dürfen. München 2019.
- Yates, Frances A.: Gedächtnis und Erinnern: Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare, 7. Aufl. Berlin 2012.
- Zelle, Carsten: »Angenehmes Grauen«. Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im 18. Jahrhundert. Hamburg 1987.
- Ziefle, Martina: Lesen am Bildschirm. Eine Analyse visueller Faktoren. Münster 2002.